

Hausarbeitsgrenze (Apg 6, 1-10)

Wenn in unserer Gesellschaft über Armut gesprochen wird, ist meist von Alleinerziehenden die Rede, von Müttern, die ein oder zwei Kinder ohne Vater großziehen - freiwillig oder unfreiwillig. Frauen, die Job, Erziehung und Hausarbeit unter einen Hut bekommen müssen. Die meisten wollen nicht bemitleidet werden. Sie bewältigen ihren Alltag sehr erfolgreich. Aber viele bleiben trotzdem auf Geld aus dem Jobcenter angewiesen. Kinder zu erziehen, gehört in unserer Gesellschaft zu den größten Armutsrisiken. Zwischen alleinlebenden Erwerbstätigen und Familien, die Kinder oder Pflegebedürftige zu versorgen haben, klafft ein tiefer Graben. Nicht nur im Lebensstil, sondern auch im Einkommen. Migrantenfamilien mit vielen Kindern und prekären Beschäftigungsverhältnissen, bekommen das besonders zu spüren. Was türkische oder arabische Mütter leisten, um ihren Kindern Halt und Zukunft zu geben, wird aber selten erwähnt. Ihre Armut bleibt unsichtbar.

Die Theologin Luise Schottroff hat einmal von der Hausarbeitsgrenze gesprochen, die die Gesellschaften spaltet. Politik und Wirtschaft werden von denen bestimmt, die Einkommen erarbeiten und Steuern zahlen. Noch immer sind es meistens Männer. Die Arbeit in den Familien dagegen - Hausarbeit, Erziehung und Pflege - bleibt unsichtbar. Noch immer wird sie zu großen Teilen von Frauen übernommen. Und schlecht oder gar nicht bezahlt. Das meint Luise Schottroff mit der Hausarbeitsgrenze. Wie sie sich auswirkt, hat die Theologin an einer Geschichte aus der ersten Christengemeinde gezeigt. Damals war in Jerusalem eine Tafel eingerichtet worden. Die ersten Christen nahmen die Mahlzeiten gemeinsam ein. Auch die, die sich nicht selbst versorgen konnten, waren eingeladen. Hier sollte jeder satt werden.

Aber selbst an diesem Tisch blieben einige Unterschiede schmerzhaft spürbar. Wie so oft gab es Spannungen zwischen Einheimischen und Migranten, zwischen den jüdischen Christen aus Jerusalem und denen, die aus der Fremde gekommen waren. Die einen sprachen hebräisch, die anderen griechisch. Diese Griechinnen und Griechen gehörten zur gleichen Gemeinde, aber so ganz gehörten sie doch nicht dazu. Am schlechtesten geht es damals den griechischen Witwen. Frauen ohne Einkommen. Frauen, die einst eine ganze Familie versorgt haben, sich selbst jetzt aber nicht versorgen können. Sie sitzen ganz unten an der Tafel, sie müssen von dem leben, was dort unten ankommt. Aber kaum einer schaut hin. Die Armut dieser Frauen bleibt unsichtbar. So wie die Armut der Migrantinnen bei uns, die Armut der Alleinerziehenden oder die der alten Frauen mit ihren kleinen Witwenrenten.

Damals aber kommt Bewegung in die Geschichte. Denn die griechischen Männer empfinden die Ungerechtigkeit. Sie beklagen sich und ihr Ärger trifft auf offene Ohren. So wird in der Gemeindeleitung überlegt, was geschehen muss, damit diesen Frauen Gerechtigkeit widerfährt. Die Benachteiligten brauchen Anwälte, die ihre Sache in die Hand nehmen. Und die Gemeinde braucht Diakone, Leute, die sich einfühlen können und für die Armen eintreten. Dass die griechischen Männer die Versorgung der Witwen zu ihrer Sache gemacht haben, war ein entscheidender Schritt. Jetzt werden sieben von ihnen als Diakone berufen. Die Apostelgeschichte erzählt, welche Kräfte frei werden, wenn Menschen bereit sind, für andere einzutreten, wenn Menschen, die am Rande stehen, integriert werden. Die griechischen Diakone sind jetzt

Teil der Gemeindeleitung und sie beginnen, das Evangelium in ihrer eigenen Sprache zu predigen. Zugehörigkeit macht stark.

Die Frauen allerdings blieben damals stumm. Nur für einen kurzen Moment war das Licht auf sie gefallen - aber bis zur vollen Teilhabe war und ist es noch ein weiter Weg. Heute aber nehmen Frauen ihre Sache mehr und mehr selbst in die Hand. So wie die Stadtteilmütter in Köln oder Kreuzberg. Türkische und arabische Mütter, die anderen Migrantinnen helfen, sich in Deutschland zurecht zu finden. Im Stadtteil und in der Schule, auf den Ämtern und im Gesundheitswesen. Das tut den Familien gut, und es verändert den Stadtteil. Zugehörigkeit macht stark. Das gilt bis heute.